

Nur eine Sekunde später erschien Olivias Vater in der Tür. Als er sie entdeckte, blieb er ruckartig stehen. Alle Farbe verschwand aus seinem Gesicht.

Zögernd trat sie einen Schritt auf ihn zu. „Papà.“

Er hob eine Hand. Seine Gesichtszüge verhärteten sich und er warf Mamma einen wütenden Blick zu. „Wie kannst du es wagen, mich so zu hintergehen und sie hier hochzulassen?“, warf er ihr auf Italienisch vor. Englisch sprach Papà nur, wenn absolut nötig.

„Enrico. *Per favore ...*“, druckte Mamma, die sich halb hinter dem Tisch versteckte.

Wie konnte es sein, dass Olivia nie bemerkt hatte, was für ein Tyrann ihr Vater war? Wie er alle Welt zur Unterwürfigkeit zwang? Die Entrüstung darüber bestärkte ihren Mut und Olivia trat näher an ihn heran. „Mamma kann nichts dafür. Lass sie da raus.“

Seine dunklen Brauen zogen sich zu einer dichten Linie zusammen. Streitlustig verschränkte er die Arme.

Olivias Knie zitterten, ob aus Angst oder vor Wut wusste sie nicht, aber sie hielt seinem Blick stand. Vorwurfsvolle Worte schwirrten ihr durch den Kopf, doch sie bemühte sich, ihre Gefühle im Zaun zu halten. Trotz allem, was er ihr angetan hatte, trotz der Art, wie er ihre Mutter behandelte, musste Olivia bedacht handeln. Sie war weiterhin auf ein Zuhause angewiesen und wollte gerne am liebsten wieder mit ihrer Mamma vereint sein. Und irgendwo, begraben unter all dem Zorn und Schmerz, liebte sie ihren Vater auch noch immer. Deshalb wollte sie wenigstens versuchen, den Riss in ihrer Beziehung zu flicken. Tief holte Olivia Luft und bemühte sich, so demütig wie möglich zu klingen. „Papà, ich bin hier, um dich um Vergebung zu bitten. Und um zu fragen, ob ich bitte wieder nach Hause kommen darf.“

Einige Sekunden vergingen, dann knurrte ihr Vater: „Und das Kind?“

Trauer durchzuckte Olivias Körper, ein Schmerz, so vertraut wie das Atmen. Erhobenen Kopfes stand sie da und ballte die Hände zu Fäusten. „Man hat ihn mir weggenommen. Du wusstest doch, dass es so kommen würde. Er ist zur Adoption freigegeben worden.“

Entsetzt schnappte ihre Mutter nach Luft. Ihr Vater schwieg.

„*Un ragazzino?*“, hakte Mamma nach und ihr kummervolles Flüstern machte Olivias stoische Ruhe zunichte.

Ihr Hals schnürte sich zu, sie konnte bloß noch nicken. Ja, ein kleiner Junge. Ihr Sohn, Matteo, den sie nur wenige kostbare Minuten halten dürfen, bevor er ihr aus den Armen gerissen worden war.

Ungerührt schüttelte ihr Vater den Kopf. Bei seinem kühlen Blick lief es Olivia eiskalt den Rücken hinunter. „Wir haben keine Tochter mehr. Du bist hier nicht willkommen“, erklärte er knapp, bevor er mit einem Finger auf ihre Mutter zeigte. „Und du, Rosina, wirst unten im Laden gebraucht.“ Er drehte sich wieder um und verschwand die Treppe herunter, ohne einen Blick zurückzuwerfen.

Tränen liefen über Mammass Wangen. „Es tut mir leid, *cara*.“

Olivias Lippen bebten. Ein Teil von ihr wünschte sich, dass Mamma sich gegen Papà behauptet hätte. Ihm eingeschärft hätte, dass Olivia natürlich noch immer ihre Tochter

war und sie ihr natürlich vergeben würden. Aber sie wagte es nicht, den Zorn von Enrico Rosetti auf sich zu ziehen.

„Dann hole ich mir nur ein paar von meinen Kleidern“, sagte Olivia und musste heftig schlucken, um die Tränen zurückzuhalten, die nach Erlösung bitteten. Zielgerichtet ging sie durch den Flur zu ihrem alten Zimmer und öffnete die ächzende Tür. Was sie dann sah, traf sie zutiefst. Das Zimmer war vollkommen leer, abgesehen von ihrem Bett und einer Kommode. Es sah noch trostloser aus als ihre Zelle in der Anstalt. Die Bilder an den Wänden fehlten und auch die Pinnwand mit ihren Auszeichnungen aus der Schule war verschwunden.

Eilig schritt Olivia auf den Einbauschränk zu und öffnete ihn. Nichts als leere Bügel. Sie drehte sich zu ihrer Mutter um und sah, wie diese an der Tür verzweifelt die Hände rang. „Mamma, wo sind alle meine Sachen?“

„Er ... er hat sie weggeschmissen.“

„Wie bitte?“

Ungläubig stürmte Olivia zur Kommode und öffnete Schublade für Schublade. Leer, jede einzelne. Wieder bebten ihre Lippen. Alle Kleidung, alle Kindheitserinnerungen und vor allem alle Geschenke von Rory waren fort. Das Poesiealbum mit den liebevollen Gedichten von ihm und den getrockneten Rosen zwischen den Seiten. Die silberne Taschenuhr, die er ihr zum achtzehnten Geburtstag geschenkt hatte.

Niedergeschlagen ließ sie sich auf die weiche Matratze sinken und eine neue Welle von Trauer überrollte sie.

„Ein paar Dinge konnte ich noch retten“, sagte Mamma und fasste unter das Bett, von wo aus sie einen Kleiderbeutel hervorholte. Sie öffnete das Zugband und zeigte ihr ein paar Kleidungsstücke und eine verbeulte Zigarrenbox. Dann zog sie den Beutel wieder zu. „Später kannst du es dir in Ruhe ansehen. Aber ich muss jetzt gehen“, erklärte sie und reichte Olivia die Tasche.

„Mamma, hat Rory mir Briefe geschickt?“ Von ganzem Herzen sehnte Olivia sich nach ein paar Worten von ihm. Einem Beweis, dass er noch lebte und sie genauso sehr vermisste wie sie ihn.

Es war schlimm, dass niemand aus der Familie sie in den letzten achtzehn Monaten besucht hatte. Aber noch viel mehr hatte sie getroffen, in all der Zeit nicht einen einzigen Brief von Rory erhalten zu haben. Sie wusste nicht einmal, ob ihre Briefe ihn erreicht hatten, ob er überhaupt von ihrer Schwangerschaft erfahren hatte – oder dass sie Eltern eines Sohnes geworden waren.

Bestürzt wandte ihre Mutter das Gesicht ab. „*O cara*.“

„Hat Papà die etwa auch vernichtet?“, fragte Olivia. Wie konnte ihr Vater nur so grausam gewesen sein? Aber letztlich hatte er noch nie etwas von Rory gehalten, hatte ihn „einen schmutzigen Iren“ genannt und ihm vermutlich alle Schuld dafür gegeben, dass seine Tochter auf Abwege geraten war.

„*Mi dispiace*.“

„Warum tut es dir leid? Du warst es ja nicht“, verteidigte Olivia ihre Mutter. Ein bitterer Geschmack auf ihrer Zunge. Falls es irgendwo da draußen wirklich einen Gott

gab, dann war das sicher seine Strafe. „Nun, dann muss ich eben warten, bis Rory wieder nach Hause kommt. Dass wir zusammenbleiben, kann Papà nicht verhindern.“

Tränen glänzten in den Augen ihrer Mutter, als sie den Kopf schüttelte. „Ach, Olivia ... Er wird nicht nach Hause kommen.“

Olivias Herzschlag verlangsamte sich zu einem trägen Klopfen in ihrer Brust. „Was sagst du denn da? Natürlich kommt er heim. Sobald dieser lächerliche Krieg vorbei ist.“ Oder vielleicht sogar schon früher. Sie hatte sogar gebetet, dass er sich eine Verletzung zuzog – nur eine leichte, aber schlimm genug, dass man ihn zur Genesung nach Hause schickte. War das sehr selbstüchtig von ihr?

„No, *cara mia*. Rory ...“, zögerte Mamma. „*Rory è morto*.“

Schlagartig schoss Olivias Kopf nach oben, sodass sie sich auf die Zunge biss. „Tot? Nein. Das ... das ist nicht möglich.“

Das Gesicht ihrer Mutter füllte sich mit Sorgenfalten. „*Sì, cara*. Eileen kam zu uns in den Laden und hat es uns erzählt. Vor drei Monaten haben sie ein Telegramm erhalten.“

Wenn seine Schwester hier gewesen war, musste es stimmen.

Olivias Hände zitterten. Als sie die schrecklichen Worte allmählich begriff und der Schmerz sich in ihr ausbreitete, spürte sie, wie ihr Herz sich im Brustkorb zusammenzog. Mamma hätte keinen Grund, sie anzulügen. Keinen Grund, sie zu hintergehen. Aber wie war es möglich, dass Olivia nichts geahnt hatte? Sie und Rory waren doch Seelenverwandte gewesen – hätte sie es nicht spüren müssen, als er von dieser Welt gegangen war?

Die Entfernung zwischen ihr und Rory, die sie empfand, seit er im Krieg war, vergrößerte sich nun zu einer unüberwindbaren Schlucht. Völlig verzweifelt hatte Olivia sich an ihr ungeborenes Kind geklammert, die einzige spürbare Verbindung zu ihm. Doch als die Zuständigen ihr den kleinen Matteo entrissen hatten, war ihre Hoffnung ins Schwanken geraten.

*Wenn Rory endlich zurück ist, hatte sie sich selbst eingeredet, wird alles wieder werden wie früher. Gemeinsam können wir diesen Verlust überstehen.*

Doch das würde nun nicht mehr geschehen.

Ein lautes Wehklagen verließ ihren Körper. „Nein. Nein! Er kann nicht tot sein. Das ist sicher ein Irrtum. Rory wird zu mir zurückkommen.“

Tröstend legte Mamma eine Hand auf Olivias Rücken. „*Mi dispiace*“, wiederholte sie. „Möge Gott sich über euch erbarmen.“



Ehrfürchtig stand Ruth Bennington auf der Straße vor der St Olaf's Church und betrachtete die Schönheit dieses Kirchengebäudes. Mit einem müden Seufzen stieg sie die wenigen Treppen bis zur Eingangstür hoch, drehte den metallenen Türknauf und ließ

sich selbst in die Kirchenvorhalle. Der beruhigende Geruch von Kerzenwachs und Weihrauch hieß sie willkommen.

„Also, Gott. Wird es heute Abend so laufen wie immer? Oder ist endlich der Moment gekommen, mir meinen letzten Wunsch zu erfüllen?“, murmelte sie leise vor sich hin.

Zielsicher schritt Ruth durch das Kirchenschiff, bis sie an ihrem Stammplatz ankam. Zuerst bekreuzigte sie sich, dann ließ sie sich auf der harten Bank nieder und das vertraute Gefühl des unnachgiebigen Holzes begrüßte sie. Vorne auf dem Altar brannten nur zwei kleine Flammen.

Wie lange kam sie schon hierher, um Gott anzubeten? Vierzig Jahre? Vielleicht doch eher fünfzig. Seit sie und Henry damals als frisch verheiratetes Paar nach Toronto gezogen waren.

Beinahe ungewollt wanderte Ruths Blick zu der kleinen Plakette unter dem nächstgelegenen Fenster. *In Erinnerung an Henry Ward Bennington. Viel zu früh ist er von uns gegangen. Seine ihn liebende Frau, Ruth.*

Eine einzelne Träne rann über ihre Wange.

*Es ist an der Zeit, Herr. Natürlich will ich dir nicht vorschreiben, wie die Dinge zu laufen haben. Aber ich bin jetzt schon viele Jahre allein. Und ich bin müde. Ich möchte meinen Henry wiedersehen.*

Mit dem Handschuh wischte sie sich über das feuchte Gesicht und begann ihr Gebetsritual. Falls sie Glück hatte und heute endlich der Abend wäre, an dem Gott ihre Bitte erfüllte, wollte sie bereit sein.

Zwei Stunden später hievte Ruth ihren steifen Körper von der Bank, Enttäuschung wie üblich ihr Begleiter. Gott hatte sie nicht sterben lassen, während sie zu ihm betete. Wenn sie etwas mutiger wäre, hätte sie sich vielleicht schon selbst darum gekümmert. Aber die Bilder vom Fegefeuer und der Verdammnis hatten sie bisher auf dieser Erde gehalten.

„Dein Wille geschehe“, flüsterte sie genau wie jeden Abend, wenn sie die Kirche wieder verließ.

Die niederschmetternde Aussicht, allein nach Hause zurückzukehren, ließ ihre alten Knochen schmerzen. Anfangs, als Henry gestorben war, hatte wenigstens noch ihr Enkel Thomas bei Ruth gewohnt. Doch seit der Junge vor etwa zwei Jahren nach einem Streit ausgezogen war, hatte Ruth nichts anderes mehr getan, als Gott um ihren eigenen Tod zu bitten. Ein Gebet, das bisher leider unbeantwortet geblieben war.

Langsam schleppte sie sich an den Kirchenbänken vorbei, zu erschöpft, um die Füße richtig anzuheben. Wenn sie an der letzten Reihe nicht eine kurze Pause eingelegt hätte, wäre ihr das leise Stöhnen, das durch den Raum ging, sicherlich entgangen. Aber nun hielt sie inne und spitzte die Ohren. War es wirklich da gewesen oder hatte sie sich das Geräusch nur eingebildet?

Eine Sekunde später nahm Ruth aus dem Augenwinkel heraus eine Bewegung wahr. Sie drehte sich um und sah auf einer der Kirchenbänke eine zusammengekauerte Frau

liegen. Ihr langes, dunkles Haar lag über dem Gesicht und verbarg ihre Gesichtszüge. Sie zitterte und stöhnte noch einmal.

War sie krank?

Beunruhigt blickte Ruth sich in der menschenleeren Kirche um und spürte, dass sie nervös wurde. Vielleicht war die Frau nicht ganz bei Sinnen, vielleicht hatte sie eine ansteckende Krankheit.

Oder aber sie war genau wie Ruth hier, um Gott um ihren Tod zu bitten.

Ruth fasste Mut und trat auf die Frau zu. „Hallo? Brauchen Sie Hilfe?“

Die Frau rührte sich, strich sich das Haar aus dem Gesicht und versuchte, sich aufzurichten. „*Sì, per favore.*“ Sie war kaum älter als ein junges Mädchen, hatte glasige Augen und fieberrote Wangen.

Zaghaft trat Ruth wieder einen Schritt zurück. „Sind Sie krank? Soll ich jemanden für Sie anrufen?“

Mühsam ließ das Mädchen sich gegen die Kirchenbank fallen, der Kopf hing schlaff nach unten. „Ich habe niemanden.“

Niemanden? Wie konnte das sein? Sie war so eine hübsche junge Dame. Oder das wäre sie zumindest – gewaschen und in frischer Kleidung. „Wo wohnen Sie, Liebes?“

Sie schüttelte nur den Kopf. „Nirgends.“

Entschieden richtete Ruth sich auf und blickte sie an. Ihr selbst war zwar ein sehr behütetes Leben beschieden gewesen, aber sie erkannte sofort, wenn jemand in Not war. Und das Leben dieser jungen Frau hing offensichtlich an einem seidenen Faden. „Warten Sie hier, ich bin gleich wieder da.“

Eilig verließ Ruth die Kirche, angetrieben von einer neuen Energie. Der Pastor würde wohl oder übel sein warmes Bett gegen den Wagen tauschen und die beiden Frauen zu Ruths Haus fahren müssen.